

Unrecht, das er ihretwegen erlitten? Oder standen ihm Aufklärungen bevor?

Wie dem auch sein mochte, eine leere zwecklose Mystifikation konnte sich unmöglich dahinter verbergen. So beschloß er denn, der geheimnißvollen Aufforderung Folge zu leisten, und als der Tag herannahte, erbat er sich von Madame Suchard einen Urlaub, den sie ihm zuvorkommend bewilligte, ohne weiter nach dem Grunde seiner Reise zu fragen.

XII.

Es war am Nachmittage des 13. August, als Schrott nach langer, ermüdender Eisenbahnfahrt das Koupee verließ und wieder den Boden der Stadt betrat, die ihm jahrelang eine traute Heimath gewesen war. Sein erster Gang galt dem Kirchhofe, um das Grab seiner Frau aufzusuchen. Aber er fand es nicht mehr, denn seit er dort, überwältigt von dem Anblick seines todtglaubten Kindes, zusammengebrochen war, hatte Grabwuchs und Bewilderung um sich gegriffen und ganze Reihen von Gräbern unkenntlich gemacht. Schrott setzte seine Wanderung über das erschreckend angewachsene Todtenfeld fort, betrachtete die Denkmäler und las die Inschriften, unter denen er manchem ihm wohlbekannten Namen begegnete. Auf einem hölzernem Kreuze las er: „Hector Grant“ und darunter ein Datum welches den Todesstag bezeichnete. Der grüne Hügel war gut erhalten und unlängst erst mit einem frischen Kranze geschmückt worden. Schrott verweilte lange davor, bis ihn nahende Schritte aus tiefem Nachsinnen wecten. Er hielt den Vorübergehenden, der eine Schaufel auf der Schulter trug, an und fragte ihn, ob er wisse, wer für die Unterhaltung und den Schmuck des Grabes Sorge trüge.

„Eine Wittwe, die vielleicht besser thäte, diesem Grabe weit aus dem Wege zu gehen, anstatt die üble Nachrede, die über sie und den Todten umläuft, mit neuen Kränzen aufzufrischen,“ erwiderte der Befragte, der jedenfalls der Todtengräber war.

„Ist es die Wittwe des Zeichnenslehrers Belder?“
Der andere nickte. „Die Geschichte ist Ihnen wohl bekannt?“

„Ich habe davon gehört,“ entgegnete Schrott, an der Seite des Todtengräbers weiterschreitend. „Wie mag es wohl der Frau ergehen?“

„Sie schlägt sich durch,“ war die Antwort, „gibt Unterricht in fremden Sprachen. — Da hat sie ein Liegen,“ fügte der Todtengräber hinzu und deutete mit der Hand auf ein Kindergrab, welches ebenfalls in frischem Blumenschmucke prangte. „Starb bald nach der Geburt, das andere blieb am Leben.“

„Das andere?“ fragte Schrott. „Gebar sie Zwillinge?“
„Zwei Knaben,“ bestätigte der Todtengräber, „acht Monate nachdem sich ihr Mann im See ertränkt hatte. Gräß Gott!“

Damit ging er weiter.

Schrott verließ endlich den Kirchhof wieder. Draußen schlug er die entgegengesetzte Richtung des Weges ein, den er gekommen war, und wandelte bald an einem schmucken Häuschen vorüber, das mitten in einem mit Gemüse und Blumen dicht bepflanzten Garten stand. Er wußte es wohl, das es das neu aufgebaute, ehemalige Besitzthum seiner Schwiegermutter war. Es hatte kein Segen darauf geruht, denn auf das Erbe der Enkelin hatte der Staat seine Hand gelegt, und fremde Leute waren jetzt die Eigentümer.

Langsam setzte Schrott, die Stadt vermeidend auf einsamen Wegen seine Wanderung fort, nahm in einem abgelegenen Wirthshause einen Imbiß zu sich, und derweilte dort bis zur späten Abendstunde, wo es Zeit war, aufzubrechen. Mit den Wegen wohl vertraut, gewann er bald die Chaussee, welche sich mitten durch den Wald zog und von der ein Seitenweg bergab nach dem verrufenen Felsensee führte.

Die Nacht war dunkel, denn der Himmel hatte sich mit Gewölk bedeckt, das sich träge dahinschob; nur dann und wann erhob sich ein verdrossener Lufthauch und zuweilen sprüheten einige Tropfen herab, ohne das es zum Regnen kam.

Die Stelle, wo Schrott von der Straße abbog, war durch eine Art Wegweiser bezeichnet, dessen weiß angestrichener Arm thalabwärts deutete und statt einer Inschrift einen schwarzgemalten Hemmschuh zeigte, Führwerke zur Vorsicht mahnend, denn der Weg senkte sich, am See vorüberführend, hinter demselben ziemlich steil abwärts und verband ein großes Walddorf mit der Heerstraße.

Schrott war jetzt am Ziele seiner Wanderung. Er brach die Bahn durch das kleine Erlengebüsch und stand nahe am Ufer des Sees, der mit den ihn umgebenden Felsen wie ein ungeheurer finsterner Schatten vor ihm lag. Die düstere Szenerie und ihre geheimnißvolle Geschichte, die herrschende Todtenstille und die Erwartung des Kommenden machten das Herz des alten Mannes rascher schlagen, obwohl er überzeugt war, das er es nur mit Menschen zu thun haben werde.

Die Mitternachtstunde nahte nahe sein. Doch war es unmöglich, in der Finsterniß die Uhr zu erkennen. Endlich drang ein leiser Glockenton durch die Stille der Nacht, dann noch einer — dann ward es wieder stumm; zu fern lag die Stadt, aus welcher die Töne in diese Wildniß hereinlangten. Vielleicht hatte es erst Dreiviertel geschlagen, vielleicht auch wären die übrigen Schläge auf dem weiten Wege verloren gegangen.

Doch! ein heiserer, kurzathmig abbrechender Schlag, von einer elenden, verstümmten Glocke, — ganz nahe.

Es war die Kirchturmuhre des Walddorfes, sie schlug weiter und weiter, bis die Zwölfe voll war. Der letzte Ton war verhallt. Und wieder herrschte das Schweigen des Todes, — nichts regte sich.

Da griff Schrott nach dem Goldgulden in seine Tasche, warf ihn weit in den finstern See hinein und rief mit fester Stimme:

„Gräfin vom Geistersee, ich rufe Dich!“

„Rufe Dich!“ hallte das Echo von der Felsenwand herüber. Und ein zweites Echo, ferner und leiser tönend, wiederholte: „Rufe Dich!“

Schrott erbeute bei dieser unerwarteten Antwort, die wie aus Geistermunde mit unheimlicher Kreuze den Ruf seiner Stimme wiederholte. Gleich darauf vernahm er ein leises Rauschen und aus dem Dunkel tauchte zu seiner Linken eine weiße Gestalt auf, deutlicher und greifbarer als damals, wo er sich in einer nebeligen Nacht hierher verirrt hatte und die Gräfin des Geistersees zu sehen vermeinte. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Mit Rücksicht auf die gegenwärtige Obstzeit sei auf eine Thatsache aufmerksam gemacht, die viel zu wenig Beachtung findet und doch schon manche Krankheit herbeigeführt hat. An den Birnen und Äpfeln bemerkt man oft rauhe, schwarze Flecken, die beim Genuß des Obstes meist ganz unbeachtet gelassen werden. Mikroskopische Untersuchungen aber haben mit Bestimmtheit ergeben, daß diese Flecken Pilzwucherungen sind, welche sehr nachtheilig auf die Verdauungsorgane wirken. Es empfiehlt sich daher, Obst nur geschält zu genießen, weil eine mitgegebene Schale schon allein im Stande ist, bei schwachem Magen das bekannte schmerzhaftes Drücken zu erzeugen.

— Der größte Sturm des 19. Jahrhunderts wird sich nach Berechnung des Astronomen Professor Wiggins am 19. September d. J. einstellen. Zulezt hatte dieser Sturm am 7. Oktober 1869 gewüthet. Wiggins hat nun ausgerechnet, daß dieser heftigste aller Wetterstürme in 6464 Tagen sich wiederholt, welche nun am 19. September ablaufen. Seine größte Kraft wird der Sturm nach Prof. Wiggins Angabe am Nachmittage des 20. Septembers entfallen und soll von heftigen Erdbeben begleitet sein, die um die Mitte September in Kalifornien und im westlichen Europa eintreten. Wie weit nun die Prophezeiungen in Erfüllung gehen werden und ob dieselben in irgend einem Zusammenhange stehen mit der Fals'schen Propgnose, welche den 17. und 18. September wieder als kritische Tage bezeichnen, müssen wir abwarten.

— Preiselbeeren auf eine neue Art einzumachen. Auf 5 Liter Beeren rechnet man 1/2 Liter guten süßen Wein (Ausbruch), 1 kg feinen Zucker, 1 Stückchen Zimmt und 6 Stück Gewürznelken. Zunächst wird der Wein mit dem Zucker und dem Gewürze in einem zugedeckten Gefäße 10 Minuten lang gekocht, alsdann schüttet man die Beeren hinzu und läßt dieselben ebenfalls gut aufkochen. Ist dieses geschehen, so hebt man das Gefäß vom Feuer, rührt die Beeren mehrmals um, daß sie abkühlen und füllt sie in Gläser. Diese Zubereitungsart der Preiselbeeren wird in Oesterreich recht häufig angewendet. Solche Preiselbeeren schimmeln nie und schmecken nach 2 Jahren noch wie frisch eingekochte.

— Ueber listet. Dem „Journal für Buchdruckerkunst“ wird aus London folgender, in gegebenen Verhältnissen auch für uns, bez. unsere amtlichen Aerzte interessanter und wissenschaftlicher Kunstgriff eines Augenarztes mitgetheilt: In einer großen Fabrik entfloß einem der Schmiede sein Hammer während der Arbeit und traf einen seiner Mitarbeiter am linken Auge. Der Betroffene behauptete sofort, daß sein Auge durch den Schlag schwer verletzt sei und er nichts mehr damit sehen könne, und obwohl ein tüchtiger Augenarzt keine ernste Beschädigung als Ursache der Erblindung entdecken konnte, blieb jener bei seiner Behauptung und verweigerte auch jede Abfindung seitens des verantwortlichen Fabrikbesizers. Es kam zur Klage; vor dem Gerichtshofe aber erklärte der Augenarzt wiederholt, das getroffene linke Auge des Klägers sei eben so gesund wie das rechte, was diesen natürlich zu den lebhaftesten Behauptungen hinsichtlich seines Einäugigseins veranlaßte. Der indeß seiner Sache sichere Augenarzt unternahm es hierauf, die Wahrheit seiner Worte zu beweisen. Auf die Thatsache fußend, daß die Vermischung von grün und roth schwarz ergibt, legte er eine Karte vor, auf welcher einige Worte mit grüner Tinte auf schwarzem Grunde geschrieben waren, dem klagenden, einäugig sein wollenden Arbeiter aber setzte er eine Brille auf mit zweierlei Gläsern, das eine roth für das rechte, gesunde Auge, das andere in gewöhnlich weißer Farbe für das linke, angeblich erblindete Auge, und forderte ihn jetzt auf, die Schrift auf der Karte zu lesen. Da er dies sofort und ohne jede Schwierigkeit thun konnte, so wurde auch seine Simulation sofort offenkundig, denn mit dem rechten Auge hätte er durch das rothe Glas die grüne Schrift gar nicht bemerken können auf dem schwarzen Grunde, mit dem sie eins geworden war in der Farbe, folglich hatte er sie nur mit dem linken Auge, dessen Blindheit er seit jenem Schläge

fingirte, gelesen. Es versteht sich, daß er jetzt sofort abgewiesen und auch in die Kosten verurtheilt wurde.

— Ein gut situirter Bamberger Socialdemokrat beherbergte seine Einquartirung in einem mit hochrothen Tapeten und hochrothem Meublement ausgestatteten Salon und ließ ihnen durch eine rothhaarige Hebe Krebsuppe, rohes Beefsteak mit Preiselbeeren, Roastbeef mit rothen Rüben, roben Schinken, Erdbeerreis und Rothwein serviren. Die Servietten waren roth gerändert, und ein rothes Rosenbouquet schmückte den roth gedeckten Tisch.

— Eine Weltstadt, wie Berlin, weist eine übergroße Musterkarte der verschiedensten Erwerbszweige auf. Der Kampf ums Dasein macht den beschloßen Menschen erfinderisch und schafft Beschäftigungsarten, die trotz des bizarren Titels ihren Mann doch oft sehr gut ernähren. Eine bereits seit Jahren existirende eigenartige Geschäftsbranche ist die der „Leichenriecherei“. Die „Leichenriecher“, wie sie der Volksmund sehr bezeichnend nennt, tauchen überall da auf, wo Jemand verstorben ist, d. h. wenn er in gutsituirten Verhältnissen gelebt hatte. Um stets auf dem Laufenden zu sein, tummeln sich die „Leichenriecher“ als tüchtige Geschäftsleute auf den Standesämtern umher, und wird dort irgend ein Todesfall gemeldet, so befindet sich auch bald darauf einer dieser seltsamen Bruderschaft in dem Trauerhause, um für sein „Trauerquartett“ am Begräbnistage in irgend einer Weise Propaganda zu machen. Als guter Physiognomiker studirt er in wenigen Minuten den Charakter der Hauptleidtragenden, gleich einem Strategen entwirft er seinen Angriffsplan auf das durch die Trauer weich gewordene Gemüth. Entweder war er ein Freund des Verstorbenen und dann schildert er, Thränen im Auge, die edlen Eigenschaften des Todten, oder er weiß von dem Erstgeborenen, der gestorben, so viel rühmendwerthes zu melden, daß er das Herz der trauernden Eltern bald gewinnt, — kurzum, er weicht eher vom Platze, bis er den Auftrag empfangen, das schöne „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ und ähnliche Lieder am Grabe singen zu lassen. Prompt erscheinen die „Leichenriecher“ auf dem Kirchhofe, singen zum Gotterbarmen und präsentiren, wenn die letzte Schaufel Erde auf den Sarg fällt, die ziemlich hochgeschraubte Rechnung, wohl wissend, daß man an der Grabstätte nicht zum Feilschen und Handeln aufgelegt ist. Das Geschäft geht ausgezeichnet in Berlin, und alle „Leichenriecher“ sind gut gekleidet und sehen wohlgenährt aus.

— Eine Schill-Anekdote, die nur wenig bekannt sein dürfte, wird vom „D. Fr. Bl.“ erzählt: Eine interessante Erinnerung an Ferdinand von Schill besitzt ein Berliner Gastwirth in der Gestalt eines kleinen vergilbten Zeitungsblattes aus einem alten Jahrgange des zu Anfang unseres Jahrhunderts in Köslin erschienenen „Pommerschen Volksblattes.“ Dieses Zeitungsblatt, dessen Autor leider nicht ersichtlich ist, enthält einen Tagesartikel, welcher umständlich berichtet, wie Ferdinand von Schill vor der Belagerung von Kolberg von den Franzosen vier schöne Pferde erbeutet hatte, die für den Kaiser Napoleon bestimmt waren. Der Franzosenkaiser bot dem preussischen Major schriftlich pro Pferd 1000 Thlr. Vergütung, adressirte das Schreiben aber: „An den Räuberhauptmann Schill.“ Der wackere Major antwortete: „Mein Herr Bruder! Daß ich Ihnen vier Pferde genommen, macht mir um so mehr Vergnügen, als ich aus Ihrem Brief ersehe, daß Sie einen hohen Werth darauf setzen. Gegen die angebotenen 4000 Thaler kann ich sie nicht zurückgeben. Wollen Sie aber die vier Pferde, welche Sie vom Brandenburger Thor in Berlin weggestohlen haben, wieder zurückgeben, so stehen die Ihrigen unentgeltlich zu Diensten. Ferdinand von Schill.“

Standsamtliche Nachrichten von Schönheide

vom 4. bis 10. September 1887.

Geboren: Ein Sohn: der unverehel. Büchsenmacher Marie Alwine Drechsler hier Nr. 53; dem Bäckermeister Hermann Albin Dietrich hier Nr. 176; dem Commis Hugo William Bell hier Nr. 176c; dem Pinselmacher Christian Gottlob Renz hier Nr. 208; dem Bürstenmacher August Friedrich Wänzel hier Nr. 59. Eine Tochter: dem Maschinenführer Carl Hermann Thömmel hier Nr. 39; dem Drucker Carl Reinhard Martin hier Nr. 22c.

Gestorben: der unverehel. Büchsenmacher Marie Alwine Drechsler hier Nr. 53 Tochter, Selma Marie, 11 Monate alt; des Druckers Gustav Adolf Reinhold hier Nr. 453 Tochter, Clara Lina, 4 Monate alt; des Schlossermeisters Robert Hugo Rödel hier Nr. 442 Sohn, Robert Hugo, 7 Monate alt; des Tischlers Wilhelm Adolf Restmann hier Nr. 317 Sohn, Paul Curt, 14 Tage alt.

Chemnitzer Marktpreise

vom 10. September 1887.

Weizen russ. Sorten		8 Mt. 80 Pf. bis 9 Mt.	—	Pf. pr. 50 Kilo
schl. gelb u. weiß	8	80	8	70
amerikanischer	8	60	8	50
Roggen preussischer	6	30	6	40
schl. weißer	6	10	6	25
fremder	6	—	6	15
Bräugerste	7	25	8	—
Futtergerste	6	—	6	50
Hafer, schl. weißer,	5	75	6	—
Koerbsen	8	25	8	75
Raps- u. Futtererbsen	7	—	7	50
Hen	3	—	3	50
Stroh	2	—	2	50
Kartoffeln	2	90	3	10
Butter	2	—	2	60